

## VIERTE STUNDE

### *Übergang von der dritten zur vierten Stunde*

Von der Zwischenbemerkung über die Wissenschaft, über das Lernen und über das Hand-Werk kehren wir in den Fortgang der Vorlesung zurück. Den Übergang bildete ein Hinweis auf das einseitige Denken. Dies ist etwas anderes als das bloße einseitige Denken, hat größere Tragweite und eine höhere Herkunft. In der jetzigen Rede vom einseitigen und einseitigen Denken bedeutet das Wort »Denken« so viel wie »Meinen«. Einer sagt z. B.: ich denke, heute nacht schneit es; wer so spricht, denkt nicht, er meint bloß. Allein dieses Meinen darf uns beileibe nicht als etwas Geringes gelten. Unser tägliches Tun und Lassen bewegt sich in diesem Meinen und zwar notwendig. Sogar die Wissenschaften halten sich darin auf. Inwiefern ist dieses Meinen einseitig? Gehört es nicht zu den obersten Leitsätzen der Wissenschaft, ihre Gegenstände möglichst vielseitig und sogar allseitig zu erforschen? Wo bleibt da etwas Einseitiges? Genau dort, wo der Bereich ihrer Forschung liegt. Die Geschichtswissenschaft durchforscht z. B. ein Zeitalter nach allen nur möglichen Hinsichten und erforscht doch nie, was Geschichte ist. Sie kann das gar nicht wissenschaftlich erforschen. Auf historischem Wege wird ein Mensch niemals finden, was Geschichte ist; so wenig wie jemals ein Mathematiker auf mathematischem Wege, d. h. durch seine Wissenschaft, also zuletzt in mathematischen Formeln zeigen kann, was das Mathematische ist. *Das Wesen* ihrer Bereiche, die Geschichte, die Kunst, die Dichtung, die Sprache, die Natur, der Mensch, Gott — bleibt den Wissenschaften unzugänglich. Zugleich aber fielen die Wissenschaften fortgesetzt ins Leere, wenn sie sich nicht innerhalb dieser Bereiche bewegten. Das Wesen der genannten Bereiche ist die Sache des Denkens. Insofern die Wis-

enschaften *als* Wissenschaften zu dieser Sache keinen Zugang haben, muß gesagt werden, daß sie nicht denken. Wird dies ausgesprochen, dann hört sich das zunächst leicht so an, als dünke sich das Denken den Wissenschaften gegenüber überlegen. Dieser Dinkel wäre, wo er bestehen sollte, unberechtigt; denn gerade weil das Denken sich dort bewegt, wo es das Wesen von Gesellschaft, Kunst, Sprache, Natur denken könnte, es aber noch nicht vermag, weiß das Denken immer wesentlich weniger als die Wissenschaften. Diese tragen ihren Namen mit vollem Recht, weil sie unendlich viel mehr wissen als das Denken. Und dennoch gibt es in jeder Wissenschaft eine andere Seite, auf die sie als Wissenschaft niemals gelangen kann: das Wesen und die Wesensherkunft ihres Bereiches, auch das Wesen und die Wesensherkunft der Wissensart, die sie pflegt, und noch anderes. Die Wissenschaften bleiben notwendig auf der einen Seite. Sie sind in diesem Sinne einseitig, aber so, daß die andere Seite gleichwohl stets mitschmeimt. Das Einseitige der Wissenschaften behält seine eigene Vielseitigkeit. Diese Vielseitigkeit kann sich nun aber in einem Maße ausbreiten, daß die Einseitigkeit, auf der sie gründet, gar nicht mehr in den Blick fällt. Wo jedoch der Mensch die eine Seite überhaupt nicht mehr als die eine sieht, hat er auch die andere aus dem Blick verloren. Der Unterschied zwischen beiden Seiten, das, was dazwischen liegt, wird gleichsam zugschüttet. Alles ist auf eine Ebene eingeebnet. Man hat über alles und jedes nach der gleichen Art des Meinens eine Meinung. Jede Zeitung, jedes illustrierte Blatt, jedes Rundfunkprogramm bietet heute alles in der gleichen Weise dem einfürmigen Meinens an. Die Gegenstände der Wissenschaften und die Sache des Denkens werden in der selben Gleichförmigkeit verhandelt. Wir fielen allerdings einem verderblichen Irrtum anheim, wollten wir meinen, der Hinweis auf solche Erscheinungen diene lediglich einer Charakteristik oder gar Kritik unserer Gegenwart. Wir fielen einer verderblichen Selbsttäuschung zum Opfer, wollten wir meinen, eine überlegene Geringschätzung genüge, um der unauffälligen Gewalt des einfürmigen Meinens zu entgehen. Es

gilt dagegen, das Unheimliche zu sehen, das sich hier erst vorbereitet. Das einseitige Meinens, das nirgends mehr auf das Wesen der Sache achtet, hat sich in eine Allseitigkeit aufgespreizt und diese hat sich in den Anschein des Harmlosen und Natürlichen verkleidet. Aber dieses allseitige Meinens, das gleichförmig und gleichbedenkenlos alles verhandelt, ist nur erst die Vorbereitung für das, was eigentlich vor sich geht. Denn in der Ebene des einseitig gleichförmigen Meinens setzt erst das eingeleitete Denken an. Dadurch wird alles auf eine Eindeutigkeit der Begriffe und Bezeichnungen gebracht, deren Präzision derjenigen des technischen Verfahrens nicht nur entspricht, sondern mit ihr die selbe Wesensherkunft hat. Zunächst müssen wir nur im Auge behalten, daß sich das eingeleitete Denken nicht mit dem einseitigen Meinens deckt, sondern auf diesem sich aufbaut und es zugleich umformt. Ein dem ersten Anschein nach ganz äußerliches Kennzeichen der steigenden Gewalt des eingeleiteten Denkens ist überall in der Zunahme jener Bezeichnungen festzustellen, die in der Abkürzung von Wörtern oder in einem Zusammenschieben der Buchstaben von Wortanfängen bestehen. Vermutlich hat von den hier Anwesenden noch nie jemand ernstlich bedacht, was bereits geschehen ist, wenn Sie statt Universität bloß »Uni« sagen. »Uni«, das ist wie »Kino«. Zwar bleibt das Filmtheater von der hohen Schule der Wissenschaften verschieden. Dennoch ist die Bezeichnung »Uni« weder zufällig noch gar harmlos. Vielleicht ist es sogar in der Ordnung, daß Sie an der »Uni« aus- und eingehen und bei der »UB« die Bücher ausleihen. Die Frage bleibt nur, *welche* Ordnung sich in der Ausbreitung dieser Art Sprache ankündigt. Vielleicht ist es eine Ordnung, in die wir gezogen und der wir überlassen sind durch Jenes, was sich uns entzieht.

Wir nennen dies das Bedenklichste. Es soll sich nach der Behauptung darin zeigen, daß wir noch nicht danken.

Die Behauptung scheint auf einen negativen und pessimistischen Ton gestimmt zu sein. Aber bedenklich heißt hier: das, was zu denken gibt. Das Bedenklichste ist das, was nicht nur am mei-

sten zu denken gibt in dem Sinne, daß es unserem Nachdenken am meisten zu schaffen macht, sondern das Bedenklichste ist das, was von sich aus den größten Reichtum des Denkwürdigen bei sich aufspart. Die Behauptung sagt, daß wir noch nicht denken. In diesem Noch-nicht liegt ein eigentümlicher Hinweis auf Kom-mendes, von dem wir durchaus nicht wissen, ob es bei uns an-kommt. Dieses Noch-nicht ist von einer einzigen Art, die es ver-wehrt, mit anderen gleichgesetzt zu werden. Wir können z. B. um die Mitternacht sagen, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Wir können es auch in der Morgendämmerung sagen. Das Noch-nicht ist hier jeweils verschieden. Aber man wird entgegen: in diesem Falle nur der Zeitspanne nach, durch die Stunden, die zwischen Mitternacht und Morgendämmerung vergehen; das Kommen der Sonne aber ist täglich gewiß. In welchem Sinne ge-wiß? Etwa im wissenschaftlichen Sinne? Für die Wissenschaft gibt es seit Kopernikus keine Sonnenaufgänge und keine Sonnen-untergänge mehr. Wissenschaftlich ist dergleichen eindeutig als Sinnestäuschung festgestellt. Nach der gewöhnlichen Mutma-Bung des üblichen Meinens behält das Noch-nicht hinsichtlich der aufgehenden Sonne sowohl um Mitternacht als auch in der Morgendämmerung seine Wahrheit, die sich aber niemals wis-senschaftlich begründen läßt, und zwar deshalb nicht, weil die morgendlich-tägliche Erwartung der Sonne einen Charakter hat, der für wissenschaftliche Beweisgründe keinen Platz bietet. Der Sonnenaufgang wird nie auf Grund wissenschaftlicher Einsicht erwartet. Man wird entgegen, die Menschen seien an die Regel-mäßigkeit dieser Erscheinungen gewöhnt. Als ob sich das Ge-wohnte von selbst verstünde. Als ob ein Gewohntes sein könnte ohne Wohnen. Als ob wir das Wohnen je bedacht hätten. Wenn es nun schon mit dem Kommen und Gehen der Sonne für uns so seltsam bestellt ist, wie geheimnisvoll mag es erst dort sein, wo sich dem Menschen das zu-Denkende entzieht und im Entzug zugleich kommt.

Deshalb und nur deshalb sagen wir denn auch: es gibt am mei-sten zu denken, daß wir noch nicht denken. Dies heißt: wir sind

schon, und zwar insofern wir überhaupt sind, in dem Bezug zu dem, was zu denken gibt. Aber wir sind gleichwohl noch nicht als Denkende bei dem Bedenklichsten. Wir wissen von uns aus nicht, ob wir dahin gelangen. Die Behauptung ist darum auch nicht optimistisch; gleichwenig hängt sie im Unentschiedenen zwi-schen Pessimismus und Optimismus; denn dazu müßte sie mit beiden rechnen und so im Grunde deren Art der Wertschätzung mimmachen.

Der Ton, auf den unsere Behauptung gestimmt ist, läßt sich daher nicht ohne weiteres nach der Art der gewohnten Aussagen bestimmen. Darum ist es geraten, unsere Behauptung nicht nur nach ihrem Ton, sondern auch nach ihrem Aussagecharakter zu bedenken.

#### Vierte Stunde

Das Erste ist: der Ton unserer Behauptung hat nichts Negatives, wie es beim flüchtigen Hören leicht scheinen könnte. Der Satz entspringt überhaupt nicht einer abschätzenden Stellungnahme, diese sei wie immer geartet. Das Zweite betrifft die Frage nach dem Aussagecharakter der Behauptung. Die Weise, in der unsere Behauptung spricht, läßt sich freilich erst dann hinreichend an-deuten, wenn wir zu bedenken vermögen, was die Behauptung eigentlich sagt. Diese Möglichkeit ergibt sich im günstigsten Fall am Schluß der Vorlesung oder lange nachher. Wahrscheinlicher ist sogar, daß dieser günstigste Fall noch ausbleibt. Darum müs-sen wir jetzt schon auf die Frage aufmerksam machen, die uns die Behauptung aufgibt, wenn wir der Weise ihres Sagens nach-denken. Die Weise verstehen wir jedoch anders denn als Art und Weise, als modus. Weise ist hier gemeint als Melodie, als Klang und Ton, der nicht nur die Verlautbarung des Sagens angeht. Die Weise des Sagens ist der Ton, aus dem und auf den sein Gesagtes gestimmt ist. Damit deuten wir an, daß beide Fragen, die nach

dem »Ton« unserer Behauptung und die nach ihrem Aussagecharakter, zusammenhängen.

Daß die Behauptung, die von unserer bedenkliehen Zeit und ihrem Bedenklichsten spricht, ein Urteil über das gegenwärtige Zeitalter sei, läßt sich, wie es scheint, kaum bestreiten. Wie steht es mit solchen Urteilen über die Gegenwart? Sie kennzeichnen das Zeitalter z.B. als ein untergehendes, als ein krankes, als ein verfallendes, als das mit dem »Verlust der Mitte« geschlagene. An solchen Urteilen ist jedoch nicht dies das Entscheidende, daß sie alles auf das Negative abschätzen, sondern daß sie überhaupt schätzen. Sie bestimmen den Wert, gleichsam die Preislage, in die das Zeitalter gehört. Man hält solche Schätzungen für unentbehrlich, aber auch für unvermeidlich. Vor allem erwecken sie unmittelbar den Anschein, im Recht zu sein. Darum fällt ihnen auch alsbald die Beistimmung der Vielen zu, wenigstens für die Zeitdauer, die solchen Urteilen beschieden ist. Sie wird jetzt immer kürzer. Daß man heute wieder mehr dem Satz Spenglers vom Untergang des Abendlandes zustimmt, liegt neben mancherlei äußerlichen Beweggründen daran, daß Spenglers Satz nur der negative, aber richtige Folgesatz von Nietzsches Wort ist: »Die Wüste wächst«. Wir betonen, dies Wort sei ein gedachtes. Es ist ein wahres Wort.

Die sonst auftauchenden Urteile über das Zeitalter scheinen aber doch nicht weniger im Recht zu sein. Sie sind es auch, insofern sie richtig sind, denn sie richten sich nach Tatsachen, die massenweise als Beleg angefahren und durch geschickt sortierte Zitate aus Schriftstellern belegt werden können. Richtig nennen wir das Vorstellen, das sich nach seinem Gegenstand richtet. Man setzt seit langem diese Richtigkeit des Vorstellens mit der Wahrheit gleich, d. h. man bestimmt das Wesen der Wahrheit aus der Richtigkeit des Vorstellens. Sage ich: heute ist Freitag, dann ist diese Aussage richtig; denn sie richtet das Vorstellen auf die Abfolge der Wochentage und trifft den heutigen. Urteilen ist: richtiges Vorstellen. Beim Urteilen über etwas, wenn wir z. B. sagen: »Der Baum dort blüht«, muß unser Vorstellen die Richtung auf

den Gegenstand, den blühenden Baum, einhalten. Dieses Richtungshalten ist jedoch von der ständigen Möglichkeit umgeben, daß wir die Richtung entweder nicht erlangen oder sie verlieren. Dadurch wird das Vorstellen nicht richtungslos, aber in bezug auf den Gegenstand unrichtig. Das Urteilen ist, genauer gesagt, richtiges und darum möglicherweise auch unrichtiges Vorstellen. Damit wir jetzt sehen, welchen Aussagecharakter unsere Behauptung über das gegenwärtige Zeitalter hat, müssen wir deutlicher zeigen, wie es mit dem Urteilen, d. h. mit dem richtigen und unrichtigen Vorstellen steht. Wenn wir dem sachgemäß nachdenken, stehen wir schon mitten in der Frage: was ist das überhaupt – das Vorstellen?

Vorstellen? Wer von uns sollte nicht wissen, was Vorstellen heißt? Wenn wir etwas vorstellen, z. B. philologisch einen Text, kunsthistorisch ein Bildwerk, in der Chemie einen Verbrennungsvorgang, dann haben wir von den genannten Gegenständen jeweils eine Vorstellung. Und wo haben wir diese Vorstellungen? Wir haben sie im Kopf.<sup>a</sup> Wir haben sie im Bewußtsein. Wir haben sie in der Seele. Wir haben die Vorstellungen in uns drinnen, die Vorstellungen von den Gegenständen. Freilich ist seit einigen Jahrhunderten die Philosophie<sup>b</sup> dazwischen gefahren und hat es fraglich gemacht, ob denn die Vorstellungen in uns überhaupt einer Wirklichkeit außer uns entsprechen. Die einen sagen: ja; die anderen: nein; wieder andere sagen, dies sei überhaupt nicht entscheidbar, man könne lediglich sagen, die Welt, d. h. hier das Ganze des Wirklichen, sei, insofern<sup>c</sup> sie von uns vorgestellt werde: »Die Welt ist meine Vorstellung«. In diesen Satz hat Schopenhauer das Denken der neueren Philosophie zusammengefaßt.

<sup>a</sup> Leibniz

corpus

animus/anima

mens

<sup>b</sup> Descartes

<sup>c</sup> insofern →?

dadurch daß?

in so weit

Schopenhauer muß hier genannt werden, weil sein Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung« seit dessen Erscheinen im Jahre 1818 das gesamte Denken des (ganzen) 19. Jahrhunderts und das 20. auf das nachhaltigste bestimmt hat, auch dort, wo dies nicht unmittelbar deutlich an den Tag kommt, auch dort, wo sein Satz bekämpft wird.

Wir vergessen zu leicht, daß ein Denker dort wesentlich wirksam, wo er bekämpft wird, als dort, wo man ihm zustimmt. So gar Nietzsche mußte durch eine Auseinandersetzung mit Schopenhauer hindurch, bei der auch Nietzsche trotz seiner entgegen gesetzten Auffassung des Willens an dem Grundsatz Schopenhauers festhielt: »Die Welt ist meine Vorstellung«. Schopenhauer selbst sagt zu diesem Satz am Beginn des zweiten Bandes (Kap. 1) seines Hauptwerkes das folgende:

»Die Welt ist meine Vorstellung« — ist, gleich den Axiomen Euclids, ein Satz, den Jeder als wahr erkennen muß, sobald er ihn versteht; wenn gleich nicht ein solcher [Satz], den Jeder versteht, sobald er ihn hört. — Diesen Satz zum Bewußtseyn<sup>d</sup> gebracht und an ihn das Problem vom Verhältniß des Idealen zum Realen<sup>e</sup>, d. h. der Welt im Kopf zur Welt außer dem Kopf, geknüpft zu haben, macht, neben dem Problem von der moralischen Freiheit, den auszeichnenden Charakter der Philosophie der Neueren aus. Denn erst nachdem man sich Jahrtausende lang im bloß *objektiven*<sup>f</sup> Philosophiren versucht hatte, entdeckte man, daß unter dem Vielen, was die Welt so räthselhaft und bedenklich<sup>g</sup> macht, das Nächste und Erste Dieses ist, daß, so unermesslich und massiv sie auch seyn mag, ihr Daseyn<sup>h</sup> dennoch an einem einzigen Fädchen

hängt: und dieses ist das jedesmalige Bewußtseyn, in welche Gestalt<sup>i</sup>«

Bei der Uneinigkeit der Philosophie darüber, was das Vorseyn im Wesen sei, gibt es offenbar nur einen Ausweg ins Freie. verläßt das Feld der philosophischen Spekulationen und versucht erst einmal sorgfältig und wissenschaftlich, wie es im Vorstellungen, die bei den Lebewesen, vor allem den Menschen und Tieren, vorkommen, überhaupt steht. Mit solchen Untersuchungen beschäftigt sich neben anderem die Psychologie. Sie heute eine gut eingerichtete und schon weitläufige Wissenschaft, deren Bedeutung sich von Jahr zu Jahr steigert. Doch wir hier die Forschungsergebnisse der Psychologie über das, was »Vorstellung« nennt, auf der Seite; nicht weil diese Ergebnisse unrichtig oder gar unwichtig wären, sondern weil sie wissenschaftliche Ergebnisse sind. Denn als wissenschaftliche Aussagen bewegen sie sich bereits in einem Bereich, der auch für die Psychologie auf jener vorher genannten anderen Seite bleiben Darum kann es nicht verwundern, wenn innerhalb der Psychologie in keiner Weise zur Klarheit kommt, was das ist, wovon Vorstellungen eingeordnet<sup>k</sup> werden: nämlich der Organismus Lebendigen, das Bewußtsein, die Seele, das Unbewußte und die Tiefen und Schichten, in die der Bereich der Psychologie gliedert wird. Hier bleibt alles fragwürdig; dennoch sind die wissenschaftlichen Ergebnisse richtig.

Wenn wir uns jetzt bei unserer Frage, was das Vorstellenseyn gleichwohl nicht an die Wissenschaft halten, dann veranlaßt dazu nicht eine Überheblichkeit des Besserwissens, sondern Vorsicht eines Nichtwissens.

Wir stehen außerhalb der Wissenschaft. Wir stehen stattdessen z. B. vor einem blühenden Baum — und der Baum steht

<sup>d</sup> cogito —

<sup>e</sup> Platon *idéa*

realitas

<sup>f</sup> subjektives Philosophieren<sup>k</sup>

S.-O.-Bezug

S.-P.-Bezug

<sup>g</sup> in ihrem Was

<sup>h</sup> existentia

<sup>k</sup> diesen Sachverhalt vorstellen

<sup>l</sup> *hanc* heißt das zu Untersuchende!

<sup>m</sup> *re-praesentare*

<sup>n</sup> wovon dgl. gehört

uns. Er stellt sich uns vor: Der Baum und wir stellen uns einander vor, indem der Baum dasteht und wir ihm gegenüber stehen. In die Beziehung zueinander – voreinander gestellt, *sind*<sup>1</sup> der Baum und wir.

Bei diesem Vorstellen handelt es sich also nicht um »Vorstellungen«, die in unserem Kopf herumschwirren. Halten wir hier einen Augenblick inne, so wie wenn wir Atem holen vor und nach einem Sprung. Wir *sind* nämlich jetzt gesprungen, heraus aus dem geläufigen Bezirk der Wissenschaften und sogar, wie sich zeigen wird, der Philosophie<sup>m</sup>. Und wohin sind wir gesprungen? Vielleicht in einen Abgrund? Nein! Eher auf einen Boden; auf einen? Nein! Sondern auf *den* Boden, auf dem wir leben und sterben, wenn wir uns nichts vormachen. Eine *seltzame* Sache oder *gar* eine unheimliche Sache, daß wir erst auf den Boden springen müssen, auf dem wir eigentlich stehen. Wenn etwas so Seltzames nötig wird wie dieser Sprung, dann muß etwas geschehen sein, das zu denken gibt. Wissenschaftlich geurteilt bleibt es allerdings die belangloseste Sache von der Welt, daß jeder von uns schon einmal einem blühenden Baum gegenüber stand. Was ist schon dabei? Wir stellen uns einem Baum gegenüber, vor ihn, und der Baum stellt sich uns vor: Wer stellt hier eigentlich vor? Der Baum oder wir? Oder beide? Oder keiner von beiden? Wir stellen uns, so wie wir sind, nicht bloß mit dem Kopf oder mit dem Bewußtsein, dem blühenden Baum gegenüber, und der Baum stellt sich uns vor als der, der *er ist*. Oder ist gar der Baum noch *zuvoorkommen-der* als wir? Hat der Baum zuvor sich uns vorgestellt, damit wir uns in das Gegenteil zu *ihm* vorbringen können?

Was ereignet sich hier, daß der Baum sich uns vorstellt und wir uns dem Baum gegenüberstellen? *Wo* spielt dieses Vorstellen, wenn wir einem blühenden Baum gegenüber, vor ihm stehen? Etwa in unserem Kopf? Gewiß, in unserem Gehirn mag mancherlei ablaufen, wenn wir auf einer Wiese stehen und einen blü-

<sup>1</sup> aber wie?

<sup>m</sup> z. B. Kant

Descartes *perceptio*

henden Baum in seinem Leuchten und Duft vor uns stehen haben, ihn wahrnehmen. Man kann heute sogar die Vorgänge im Kopf als Gehirnströme durch geeignete Apparaturen der Umformung und Verstärkung akustisch vernnehmbar machen und ihren Verlauf in Kurven nachzeichnen. Man kann – gewiß!<sup>n</sup> Was kann der heutige Mensch nicht! Er kann sogar mit diesem Können streckenweise helfen. Und er hilft überall in der besten Absicht. Man kann – vermutlich ahnt noch niemand von uns, was der Mensch demnächst wissenschaftlich alles kann.<sup>o</sup> Aber wo bleibt, um uns auf unseren Fall zu beschränken, wo bleibt bei den wissenschaftlich registrierbaren Gehirnströmen der blühende Baum? Wo bleibt die Wiese? Wo bleibt der Mensch? Nicht das Gehirn, sondern der Mensch, der uns morgen vielleicht wegstirbt und ehedem auf uns zukam? Wo bleibt das Vorstellen, worin der Baum sich vorstellt und der Mensch sich ins Gegenüber<sup>r</sup> zum Baum stellt?

Vermutlich geht bei dem jetzt genannten Vorstellen mancherlei auch dort vor sich, was man als Sphäre des Bewußtseins beschreibt und als das Seelische betrachtet. Aber steht der Baum<sup>s</sup> »im Bewußtsein«, oder sieht er auf der Wiese? Liegt die Wiese als Erlebnis in der Seele oder ausgebreitet auf der Erde? Ist die Erde in unserem Kopf? Oder stehen wir auf der Erde?

Man wird entgegenen wollen: wozu denn solche Fragen über einen Sachverhalt, den jedermann billigerweise sogleich zugibt, da es doch für alle Welt sonnenklar ist, daß wir auf der Erde und nach dem gewählten Beispiel einem Baum gegenüberstehen? Doch Verfahren wir mit diesem Zugeben nicht zu eilig, nehmen wir dieses Sonnenklare nicht zu leicht.<sup>t</sup> Denn unversehens geben wir alles preis, sobald uns die Wissenschaften der Physik, Physio-

<sup>n</sup> wer

<sup>o</sup> vor 7 Professoren

<sup>s</sup> Ent-gegen-→

<sup>t</sup> über uns her-

<sup>r</sup> der Baum – *dieser* | als *seiender* erfahren

<sup>t</sup> In-der-Welt-sein

Da-sein

logie und Psychologie samt der wissenschaftlichen Philosophie mit dem ganzen Aufwand ihrer Belege und Beweise erklären, daß wir doch eigentlich keinen Baum wahrnehmen, sondern in Wirklichkeit eine Leere, in die spärlich hie und da elektrische Ladungen eingestreut sind, die mit großer Geschwindigkeit hin- und hersausen. Es genügt nicht, daß wir nur für die gleichsam wissenschaftlich unbewachten Augenblicke zugeben, wir stünden natürlich einem blühenden Baum gegenüber, um dann im nächsten Augenblick ebenso selbstverständlich zu versichern, daß jene Meinung natürlich nur die naive, weil vorwissenschaftliche Auffassung der Gegenstände kennzeichne. Mit dieser Versicherung haben wir jedoch etwas zugestanden, dessen Tragweite wir kaum beachten, nämlich dies, daß eigentlich die genannten Wissenschaften darüber befinden, was an dem blühenden Baum als Wirklichkeit gelten dürfe und was nicht. Woher nehmen die Wissenschaften, denen die Herkunft ihres eigenen Wesens dunkel bleiben muß, die Befugnis zu solchen Urteilen? Woher nehmen die Wissenschaften das Recht, den Standort des Menschen zu bestimmen und sich als den Maßstab solcher Bestimmung anzusetzen? Das geschieht aber schon, wenn wir uns auch nur stillschweigend damit abfinden, daß unser Stehen im Gegenüber zum Baum lediglich eine vor-wissenschaftlich gemeinte Beziehung zu dem sei, was wir da noch »Baum« nennen. In Wahrheit sind wir heute eher geneigt, den blühenden Baum zugunsten vermeintlich höherer physikalischer und physiologischer Erkenntnisse fallenzulassen.

Wenn wir dem nachdenken, was dies sei, daß ein blühender Baum sich uns vorstellt, so daß wir uns in das Gegenüber zu ihm stellen können, dann gilt es allem zuvor und endlich den blühenden Baum nicht fallen, sondern ihn erst einmal dort stehen zu lassen, wo er steht. Weshalb sagen wir »endlich«? Weil das Denken ihn bisher noch nie dort hat stehen lassen, wo er steht.\*

\* Erkenntnistheorie  
Realismus!

Aber die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des abendländischen Denkens berichtet uns doch, Aristoteles sei, nach seiner Lehre vom Erkennen beurteilt, ein Realist gewesen. Das ist ein Mann, der die Existenz und die Erkennbarkeit der Außenwelt bejaht. In der Tat, Aristoteles ist nie auf den Gedanken verfallen, die Existenz der Außenwelt zu leugnen. Darauf verfiel aber auch Platon niemals und ebensowenig Heraklit oder Parmenides. Diese Denker haben freilich die Anwesenheit der »Außenwelt« auch niemals erst noch eigens bejaht oder gar bewiesen.

## FÜNFTE STUNDE

### *Übergang von der vierten zur fünften Stunde*

Wir gelangen in die Frage: was ist dies überhaupt — das Vorstellen? Die Schritte, die uns dahin brachten, seien zunächst nicht wieder bezeichnet. Dagegen ist immer neu an den Weg zu erinnern, den wir zu gehen versuchen. Wir kennzeichnen ihn durch die Frage: was heißt Denken? Auf dem Weg der Frage: was heißt Denken? gelangen wir in die Frage: was ist dies — das Vorstellen?

Die Vermutung regt sich, Denken und Vorstellen könnten wohl das Selbe sein. Die Aussicht auf eine Möglichkeit öffnet sich; daß nämlich das bisherige Wesen des Denkens vom Vorstellen her und als eine Art des Vorstellens geprägt sei. So ist es in Wahrheit. Allein es bleibt zugleich dunkel, auf welche Weise sich diese Wesensprägung des bisherigen Denkens ereignet. Dunkel bleibt, woher dieses Ereignis kommt. Dunkel bleibt vollends, was das alles für uns und unseren Versuch, das Denken zu lernen, bedeutet. Zwar verstehen wir und nehmen es als die klarste Sache von der Welt, wenn einer sagt: ich denke mir die Sache so und so, und dabei meint: ich stelle mir die Sache so und so vor. Woraus sich klar ergibt: Denken ist ein Vorstellen. Gleichwohl bleiben alle Verhältnisse, die mit diesem Satz genannt werden, tief verschattet. Sie sind uns im Grunde noch unzugänglich. Machen wir uns nichts vor: das Wesen des Denkens, die Wesensherkunft des Denkens, die in dieser Herkunft beschlossenen Wesensmöglichkeiten des Denkens — dies alles ist uns fremd und in einem damit jenes, was uns vor allem anderen und stets zu denken gibt. Das kann auch nicht verwundern, wenn die Behauptung wahr bleibt: das Bedenklichste in unserer bedenklichen Zeit ist, daß wir noch nicht denken. Diese Behauptung sagt aber zugleich: *wir sind un-*

terwegs im Denken zum Wesen des Denkens.<sup>a</sup> Wir sind unterwegs und kommen auf solchen Wegen von einem Denken her, dessen Wesen im Vorstellen zu liegen und darin sich zu erschöpfen scheint. Unsere eigene Art zu denken, zeitrt noch vom bisherigen Wesen des Denkens, vom Vorstellen. Wir denken aber noch nicht, insofern wir noch nicht in das dem Denken eigene, uns noch vorbehaltene Wesen gelangt sind. Wir sind noch nicht im Eigentlichen des Denkens. Das eigentliche Wesen des Denkens könnte sich nun aber gerade dort zeigen, wo es sich einmal entzogen hat, wenn wir nur auf diesen Entzug achten, wenn wir uns nur nicht, durch die Logik genarrt, darauf versteifen, schon längst zu wissen, was das Denken sei. Das eigentliche Wesen des Denkens könnte sich uns zeigen, wenn wir unterwegs bleiben. Wir sind unterwegs. Was meint dies? Wir sind noch unter Wegen, intervas, zwischen verschiedenen Wegen<sup>b</sup>. Über den einen unumgänglichen und deshalb vielleicht einzigen Weg ist noch nicht entschieden. Also unterwegs – müssen wir mit einer besonderen Sorgfalt auf die Wegstelle achten, die unsere Schritte durchlaufen. Darauf acht zu haben, versuchten wir von der ersten Stunde an. Aber es scheint, als sei diese Absicht noch nicht in ihrer vollen Tragweite ernst genommen worden. Um die Wegstelle unseres Denkweges zu kennzeichnen, führten wir ein Wort des letzten Denkers des Abendlandes an. Nietzsche sagt: »Die Wüste wächst...« Dieses Wort wurde gegen andere Aussagen über die heutige Zeit ausdrücklich abgehoben, nicht nur seines besonderen Inhalts wegen, sondern vor allem im Hinblick auf die Weise, in der es spricht. Denn es spricht aus der Art des Weges, auf dem das Denken Nietzsches geht. Dieser Weg kommt jedoch weit her und zeugt an jeder seiner Stellen von dieser Herkunft. Nietzsche hat, so wenig wie je ein anderer Denker, seinen Weg weder selbst gemacht noch gewählt. Er ist auf seinen Weg geschickt. Das Wort

<sup>a</sup> Vgl. jetzt 1961 Unterwegs zur Sprache - ?  
das Selbe. | Λόγος | Zehn Jahre vor dieser Vorlesung  
1934: Logik als Bestimmung auf das Wesen der Sprache |  
<sup>b</sup> und auf einem Weg

»die Wüste wächst...« wird darum ein Weg-Wort. Dies meint: das Sagen dieses Wortes beleuchtet nicht bloß eine Wegstrecke und ihren Umkreis. Das Sagen spürt und bahnt selber den Weg. Das Wort ist niemals eine bloße Aussage über das gegenwärtige Zeitalter, die sich beliebig aus den Darlegungen Nietzsches herausgreifen ließe. Noch weniger aber ist dieses Wort ein Ausdruck von inneren Erlebnissen Nietzsches. Vollständiger gesprochen: ein solcher Ausdruck ist das Wort zwar auch, dann nämlich, wenn wir die Sprache, wie es gewöhnlich geschieht, in ihrem äußerlichsten Wesen vorstellen, indem wir meinen, sie drücke Inneres in das Äußere hinaus und sei: Ausdruck. Allein auch wenn wir Nietzsches Wort »die Wüste wächst...« nicht so geradezu nehmen, drängt sich doch schon beim bloßen Namen »Nietzsche« eine Flut von Vorstellungen auf, die heute weniger denn je eine Gewähr bieten, daß sie in das zeigen, was dieser Denker eigentlich dachte.

Weil nun aber jenes Wort »die Wüste wächst...« auf unserem weiteren Gang in ein besonderes Licht rückt, der Name »Nietzsche« jedoch zum bloßen Titel der Unkenntnis und Mißdeutung zu werden droht, weil der Hinweis, den diese Vorlesung auf jenes Wort gab, zu vielerlei verkehrten Vorannahmen führte, sei jetzt schon einiges vom später Folgenden vorweggenommen. Damit wir jedoch den Gang der Vorlesung nicht verwirren, begnügen wir uns mit einem Hinweis.

#### Fünfte Stunde

Was heißt Denken? Hüten wir uns vor der blinden Gier, die für diese Frage eine Antwort in der Form einer Formel erraffen möchte. Bleiben wir bei der Frage. Achten wir auf die Weise, in der sie fragt: »Was heißt Denken?«

»Warte, ich werde dich lehren, was gehorchen heißt« – ruft die Mutter ihrem Buben nach, der nicht nach Hause will. Verspricht

die Mutter ihrem Sohn eine Definition über den Gehorsam? Nein. Aber vielleicht gibt sie ihm eine Lektion? Auch nicht, falls sie eine rechte Mutter ist. Sie wird vielmehr dem Sohn das Gehorchen beibringen. Oder noch besser und umgekehrt: sie wird den Sohn in das Gehorchen bringen. Das glückt um so nachhaltiger, je seltener sie schilt. Es glückt um so einfacher, je unmittelbarer die Mutter den Sohn ins Hören bringt. Nicht erst so, daß er sich dazu nur bequemt, sondern so, daß er vom Hörenwollen nicht mehr lassen kann. Weshalb nicht? Weil er hörend geworden ist für das, wozu sein Wesen gehört. Das Lernen läßt sich darum durch kein Schelten bewirken. Und dennoch muß einer beim Lehren bisweilen laut werden. Er muß sogar schreiben und schreiben, selbst wenn es sich darum handelt, eine so stille Sache wie das Denken lernen zu lassen. Nietzsche, der einer der stillsten und schneuesten Menschen war, wußte von dieser Notwendigkeit. Er durchlitt die Qual, schreiben zu müssen. In einem Jahrzehnt, als die Weltöffentlichkeit noch nichts von Weltkriegem wußte, als der Glaube an den »fortschrittlich« fast die Religion der zivilisierten Völker und Staaten wurde, hat es Nietzsche hinausgeschrieben: »Die Wüste wächst...«. Er hat dabei die Mitmenschen und vor allem sich selber gefragt: »Muß man ihnen erst die Ohren zerschlagen, daß sie lernen, mit den Augen hören? Muß man rasseln gleich Pauken und Bußpredigern?« (Also sprach Zarathustra, Vorrede n. 5). Aber Rätsel über Rätsel! Was einmal Schrei war: »Die Wüste wächst...«, droht zum Geschwätz zu werden. Das Drohende dieser Verkehrung gehört zu dem, was uns zu denken gibt. Dieses Drohende besteht darin, daß vielleicht das Gedächtnis heute und morgen erst recht über Nacht nur noch eine Redensart ist und in der Form der Redensart sich ausbreitet und umgeht. Diese Art zu reden betätigt sich in den unübersehbaren Beschreibungen des heutigen Weltzustandes. Sie beschreiben, was seinem Wesen nach unbeschreiblich ist. Denn es möchte nur bedacht sein im Denken, das eine Art des Rufens ist und deshalb bisweilen ein Schreien werden muß. Im Geschriebenen erstickt der Schrei leicht, vollends dann, wenn das Schreiben sich nur im

Beschreiben ergreift und es darauf abzielt, das Vorstellen zu beschärfen und ihm ausreichend immer neuen Stoff zu liefern. Im Geschriebenen verschwindet das Gedachte, wenn das Schreiben es nicht vernag, im Geschriebenen selbst noch ein Gehen des Denkens, ein Weg zu bleiben. Um die Zeit, als jenes Wort: »Die Wüste wächst...« fiel, schrieb Nietzsche in sein Notizheft (W. W. XIV, S. 299, Aph. 464 aus dem Jahre 1885): »Ein Mensch, dem fast alle Bücher oberflächlich geworden sind, der vor wenigen Menschen der Vergangenheit noch den Glauben übrig hat, dass sie Tiefe genug besessen haben, um – nicht zu schreiben, was sie wussten.« Aber Nietzsche mußte schreiben. Und ihm blieb keine andere Weise dafür, als zu schreiben. Dieser geschriebene Schrei seines Denkens ist das Buch, das Nietzsche betitelte: »Also sprach Zarathustra«. Die ersten drei Teile sind zwischen 1885 und 1884 geschrieben und erschienen. Der vierte Teil ist 1884/85 geschrieben, aber nur für den engsten Freundeskreis gedruckt. Dieses Werk Nietzsches denkt den einzigen Gedanken dieses Denkers: den Gedanken der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Jeder Denker denkt nur einen einzigen Gedanken. Auch dies unterscheidet das Denken wesentlich von den Wissenschaften. Der Forscher braucht immer neue Entdeckungen und Einfälle, sonst gerät die Wissenschaft ins Stocken und ins Falsche. Der Denker braucht nur einen einzigen Gedanken. Und die Schwierigkeit für den Denker ist, diesen einzigen, diesen einen Gedanken als das einzig für ihn zu-Denkende festzuhalten, dieses Eine als das Selbe zu denken und von diesem Selben in der gemäßen Weise zu sagen. Vom Selben sprechen wir jedoch nur dann in der ihm gemäßen Weise, wenn wir vom Selben immer das Selbe sagen und zwar so, daß wir dabei selbst vom Selben in den Anspruch genommen werden. Für das Denken ist daher das Grenzenlose des Selben die schärfste Grenze. Nietzsche, der Denker, deutet diese verborgene Schicklichkeit des Denkens dadurch an, daß er seinem Werk »Also sprach Zarathustra« einen Untertitel mit auf den Weg gegeben hat, der lautet: »Ein Buch für Alle und Keinen«. »Für Alle«, d.h. nicht: für jedermann als jeden Beliebigen; »Für Alle«,

d. h. für jeden Menschen als Menschen, für jeden jeweils, insofern er sich in seinem Wesen denk-würdig wird. »Und Keinen« — das heißt: für niemanden aus den überall vorhandenen Menschen, die sich lediglich an Stücken und Sätzen dieses Buches berauschen und blindlings in seiner Sprache umheratmen, statt sich auf den Weg seines Denkens zu machen und allererst sich selber dabei fragwürdig zu werden. »Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen«. Wie unheimlich hat sich dieser Untertitel des Werkes in den siebzig Jahren seit seinem Erscheinen bewahrt — aber im genau umgekehrten Sinne. Es wurde ein Buch für jedermann, und kein Denker zeigt sich, der dem Grundgedanken dieses Buches und seiner Dunkelheit gewachsen wäre. In dieses Buch, seinen vierten und letzten Teil, hat Nietzsche das Wort geschrieben: »Die Wüste wächst...«. Er hat in dieses Wort alles geschrieben, was er wußte. Denn das Wort ist der Titel eines Liedes, das Nietzsche dichtete, als er »am fernsten vom wolkigen, feuchten, schwermütigen Alt-Europa war«. Das Wort lautet vollständig: »Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt!« Wenn gilt dieses »weh«? Hat Nietzsche hier an sich selbst gedacht? Wie, wenn er gewußt hätte, daß gerade sein Denken erst eine Verwüstung bringen müsse, inmitten derer einmal und anderswoher hier und dort Oasen aufgehen und Quellen springen? Wie, wenn er gewußt hätte, daß er ein vorläufiger Übergang sein müsse, voraus- und zurückweisend und darum überall zweideutig, sogar noch in der Art und im Sinne des Übergangs? Alles Bedachte spricht dafür, daß es so ist, wie Nietzsche selber es wußte und was er deshalb oft in Rätselworten aussprach. Darum wird auch ein denkendes Gespräch mit ihm fortgesetzt in andere Dimensionen gebracht. Darum versagen seinem Denken gegenüber in einem besonderen Sinne alle Formeln und Titel. Dies meint durchaus nicht, Nietzsches Denken sei nur ein jederzeit wieder zurücknehmbares Spiel mit Bildern und Zeichen. Das Gedachte seines Denkens ist so eindeutig wie nur eines; aber das Eindeutige ist vielräumig, in Räumen, die sich ineinander verfügen. Ein Grund hierfür liegt darin, daß sich in Nietzsches Denken alle Motive des

abendländischen Denkens, aber alle verwandelt, geschichtlich versammeln. Darum lassen sie sich auch nicht historisch nach- und aufrechnen. Dem Denken Nietzsches, das ein Übergang ist, kann daher nur eine Zwiesprache entsprechen, deren eigener Weg einen Übergang vorbereitet. Bei einem solchen Übergang muß freilich Nietzsches Denken im ganzen noch auf die eine Seite zu stehen kommen, von der weg sich der Übergang auf die andere Seite bewegt. Dieser seiner Weite und seiner Art nach andere Übergang ist hier nicht zu erörtern. Die Bemerkung soll lediglich andeuten, daß dieser weiter gespannte und anders geartete Übergang die eine Seite zwar verlassen muß, aber sie dabei gerade nicht übergehen kann im Sinne einer Vernachlässigung. Nietsches Denken, das ganze Denken des Abendlandes wird bei diesem Übergang in seiner eigentlichen Wahrheit angeeignet. Diese Wahrheit liegt jedoch keineswegs offen am Tag. In bezug auf Nietzsche beschränken wir uns darauf, das einzig Wesentliche sichtbar zu machen, was seinem Denken bei der Begehung seines Weges voranleuchtete. Daraus können wir dann entnehmen, auf welchem Gang seines Denkens das Wort fiel: »Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt!«

Dann wir nun aber dem Denken Nietzsches überhaupt begegnen können, müssen wir erst es finden. Erst wenn das Finden glücklich ist, dürfen wir versuchen, das Gedachte dieses Denkens wieder zu verlieren. Dieses, das Verlieren, ist schwerer als jenes, das Finden. Denn »verlieren« heißt in einem solchen Fall nicht: etwas bloß fallen lassen, es hinter sich lassen und preisgeben. Verlieren besagt hier: von dem, was Nietzsches Denken dachte, sich wahrhaft befreien. Das geschieht aber nur so, daß wir von uns aus und uns zum Andenken dieses Gedachte in das Freie seines eigenen Wesensgehaltes freigeben und es dadurch an dem Ort lassen, an den es von sich aus gehört. Nietzsche hat von diesen Verhältnissen des Entdeckens, Findens und Verlierens gewußt. Er muß davon während des ganzen Ganges auf seinem Wege immer klarer gewußt haben. Denn nur so ist es zu verstehen, daß er dies am Ende seines Weges mit einer unheimlichen Klarheit sagen konnte.

te. Was er in dieser Hinsicht noch zu sagen hatte, steht auf einem Zettel, die Nietzsche aus den Tagen, als er am 4. Januar 1889 auf der Straße zusammenbrach und in den Wahnsinn fiel, an seine Freunde verschickte. Man nennt diese Zettel »Wahnzettel«. Medizinisch-wissenschaftlich vorgestellt ist diese Kennzeichnung richtig. Für das Denken bleibt sie gleichwohl unzureichend.

Einer dieser Zettel ist an den Dänen Georg Brandes gerichtet, der im Jahre 1888 in Kopenhagen die ersten öffentlichen Vorlesungen über Nietzsche gehalten hat.

Poststempel Torino, 4. I. 89.  
Meinem Freunde Georg.

Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren....

Der Gekreuzigte.

Wußte Nietzsche, daß etwas Unverlierbares durch ihn hindurch ins Wort kam? Etwas Unverlierbares für das Denken, solches, worauf das Denken immer wieder zurückkommen muß, je denkender es wird? Er wußte es. Denn der entscheidende Satz, zu dem ein Doppelpunkt überleitet, ist nicht mehr nur an den Empfänger des Zettels gerichtet. Der Satz spricht ein geschickhaftes Verhältnis schlechtlin aus: »Die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren...« Jetzt und für alle und künftigt. Darum lesen wir den Satz, ja sogar den ganzen Inhalt des Zettels so, als sei er an uns gerichtet. Nachdem wir die inzwischen abgelaufenen dreißig Jahre im groben wenigstens überschauen können, müssen wir freilich anerkennen, daß für uns auch noch die Schwierigkeit bleibt, Nietzsche erst einmal zu finden, wenngleich er entdeckt ist, d. h. wenngleich bekannt ist, daß ein Denken dieses Beses Denkens sich ereignet hat. Wir stehen sogar durch dieses Bekannte in der größeren Gefahr; Nietzsche nicht zu finden, weil wir meinen, des Suchens schon enthaben zu sein. Lassen wir uns die Meinung, Nietzsches Denken sei gefunden, nicht dadurch

vortäuschen, daß es eine seit einem halben Jahrhundert ansehwellende Literatur über Nietzsche gibt. Es ist, als habe Nietzsche auch dies vorausgesehen; denn nicht umsonst läßt er seinen Zarathustra sagen: »Sie reden Alle von mir... aber Niemand denkt an mich.« An-denken gibt es nur, wo ein Denken ist. Wie sollen wir an Nietzsches Denken denken, wenn wir noch nicht denken? Nietzsches Denken enthält doch nicht nur die übertriebenen Ansichten eines Ausnahmemenschen. In diesem Denken kommt das zu seiner Sprache, was ist, genauer das, was erst noch sein wird. Denn die »Neuzeit« ist noch keineswegs zu Ende. Sie tritt vielmehr gerade erst in den Beginn ihrer vermutlich langwierigen Vollendung. Und Nietzsches Denken? Es gehört zum Bedenklichen, daß es noch nicht gefunden ist. Es gehört zum Bedenklichsten, daß wir nicht im geringsten vorbereitet sind, das Gefundene wahrhaft zu verlieren, statt es nur zu übergehen und zu umgehen. Dieses Umgehen vollzieht sich oft in einer harmlosen Form, nämlich dadurch, daß man eine Gesamtdarstellung der Philosophie Nietzsches vorlegt. Als ob es eine Darstellung gäbe, die nicht notwendig bis in den hintersten Winkel schon Auslegung sein müßte. Als ob es eine Auslegung geben könnte, die daran vorbeikäme, eine Stellungnahme zu sein oder gar durch den Ansatz bereits eine unausgesprochene Ablehnung und Widerlegung. Aber ein Denker läßt sich niemals dadurch überwinden, daß man ihm widerlegt und eine Widerlegungsliteratur um ihn aufstapelt. Das Gedachte eines Denkens läßt sich nur so verwinden, daß das Ungedachte in seinem Gedachten auf seine anfängliche Wahrheit zurückverlegt wird. Dadurch wird jedoch die denkende Zwiesprache mit dem Denker freilich nicht bequemer, sondern sie gelangt erst in eine sich steigende Schärfe des Streitgespräches. Indessen wird Nietzsche immer noch tüchtig widerlegt. Bei diesem Geschäft kam es früh dahin, daß man diesem Denker, wie sich nachher zeigen soll, genau das Gegenteil dessen andichtete, was er eigentlich dachte und woran sein Denken sich schließlich verzehrte.

## SECHSTE STUNDE

### *Übergang von der fünften zur sechsten Stunde*

Auf dem Weg unserer Frage »Was heißt Denken?« gelangten wir in die Frage: was ist dies überhaupt — das Vorstellen? Nur in ungefähren Umrissen deutete es sich uns bis jetzt an: das Vorstellen könnte gar der überall walrende Grundzug des bisherigen Denkens sein. Unser eigener Weg kommt aus diesem Denken heraus. Darum bleibt er auch notwendig in die Zwiesprache mit dem bisherigen Denken einbehalten. Insofern aber unser Weg eigens auf das Denken achtet, um es zu lernen, muß die Zwiesprache das Wesen des bisherigen Denkens erörtern. Allein dadurch, daß sich das bisherige Denken selber schon als eine Art des Vorstellens erkannte, ist noch keineswegs die Gewähr gegeben, daß im bisherigen Denken auch schon das *Wesen* des Vorstellens zureichend gedacht wurde und überhaupt gedacht werden konnte. Darum muß wohl in einer Zwiesprache mit dem Wesen des bisherigen Denkens das *Wesen* des Vorstellens allererst zu seiner Sprache gebracht werden. Und wenn wir dieser Sprache entsprechen, lernen wir das Denken nicht nur in seinem Wesensgeschick kennen, wir lernen so das Denken selbst.

Die uns zeitlich nächste und darum für die Auseinandersetzung erregendste Gestalt des bisherigen Denkens ist Nietzsche. Denn sein Denken sagt in der bisherigen Sprache das, was *ist*. Allein die vielgenannten Tatsachen, die Zustände, die Tendenzen des Zeitalters bleiben stets nur die Vordergründe dessen, was *ist*. Aber auch die Sprache Nietzsches spricht nur vordergründig, solange wir sie ausschließlich aus der Sprache des bisherigen Denkens verstehen, statt nach dem Ungesprochenen in dieser Sprache zu hören. Demgemäß lenkten wir sogleich am Beginn des Weges unser Ohr auf ein Wort Nietzsches, das ein Ungespro-

chenes zu hören gibt: »Die Wüste wächst: weh dem, der Wästen birgt!«

Indessen wurde es nötig, unserem Hörenkönnen nachzuhelfen. Dies soll durch einen Hinweis geschehen, der uns deutlicher in die Wegrichtung weist, der Nietzsches Denken zurecht. Nietzsche sieht klar, daß etwas in der Geschichte des abendländischen Menschen zu Ende geht, nämlich das bisher und weicher Unvollendete. Nietzsche sieht die Notwendigkeit, dieses Unvollendete in eine Vollendung hinzuführen. Aber diese Vollendung schafft nicht ein bisher fehlendes Stück herbei, sie ergänzt nicht durch Anstückung, sie ergänzt, indem sie *das Ganze* erst im Ganzen erreicht und so das Bisherige aus dem Ganzen verwandelt.

Um auch nur ein Geringes von diesen geschichtlichen Verhältnissen in den Blick zu bekommen, müssen wir uns jedoch aus dem Irrtum zurückreißen, Nietzsches Denken lasse sich dadurch bedenken, daß man es historisch bearbeite. Dieses irrige Gebahren lebt aus der Meinung, Nietzsches Denken lasse sich als etwas Vergangenes und Widerlegtes auf die Seite stellen. Man ahnt nichts von der Schwierigkeit, dieses Denken wahrhaft wieder zu verlieren, gesetzt, daß es gefunden ist.

Aber alles spricht dafür, daß es noch nicht einmal gefunden ist. Darum müssen wir es erst suchen. Darum bleibt unser Hinweis auf Nietzsches Weg-Richtung selber noch ein suchender Hinweis.

### Sechste Stunde

Nietzsche sieht im Bereich des wesentlichen Denkens, klarer denn je einer vor ihm, die Notwendigkeit eines Überganges und damit die Gefahr, daß der bisherige Mensch sich immer hartnäckiger auf die bloße Ober- und Vorderfläche seines bisherigen Wesens einrichtet und das Flache dieser Flächen als den einzigen Raum seines Aufenthaltes auf der Erde gelten läßt. Diese Gefahr

ist um so größer, als sie in einem geschichtlichen Augenblick droht, den Nietzsche als erster klar erkannte und als einziger bisher in der ganzen Tragweite metaphysisch durchdachte. Es ist der Augenblick, da der Mensch sich anschiebt, die Herrschaft über die Erde im Ganzen zu übernehmen.

Nietzsche ist der erste, der die Frage stellt: ist der Mensch als Mensch in seinem bisherigen Wesen für die Übernahme dieser Herrschaft vorbereitet? Wenn nicht, was muß geschehen mit dem bisherigen Menschen, daß er sich die Erde »untertan« machen und so das Wort eines alten Testamentes erfüllen kann? Nietzsche nennt im Gesichtskreis seines Denkens diesen bisherigen Menschen »den letzten Menschen«. Dieser Name meint nicht, mit dem so benannten Menschen höre überhaupt das Wesen des Menschen auf. Der letzte Mensch ist vielmehr derjenige, der nicht mehr vermag, über sich hinweg zu blicken und über sich hinaus erst einmal in den Bezirk seiner Aufgabe aufzusteigen und sie wesensgerecht zu übernehmen. Der bisherige Mensch vermag das nicht, weil er selbst noch nicht in sein eigenes volles Wesen eingegangen ist. Nietzsche erklärt: dieses Wesen des Menschen ist noch gar nicht festgestellt, d. h. es ist weder gefunden noch festgemacht. Darum sagt Nietzsche: »Der Mensch ist das noch nicht festgestellte Thier.« Der Satz klingt befremdlich. Gleichwohl spricht er nur das aus, was von jeher das abendländische Denken über den Menschen dachte. Der Mensch ist das animal rationale, das vernünftige Tier. Durch die Vernunft erhebt sich der Mensch über das Tier, aber so, daß er ständig auf das Tier herabblicken, es unter sich bringen, mit ihm fertig werden muß. Nennen wir das Tierische das Sinnliche und fassen wir die Vernunft als das Nicht- und Übersinnliche, dann erscheint der Mensch, das animal rationale, als das sinnlich-übersinnliche Wesen. Nennen wir das Sinnliche nach der Überlieferung das Physische, dann zeigt sich die Vernunft, das Übersinnliche als das, was über das Sinnliche, über das Physische hinausgeht; hinüber heißt griechisch *μετά*; *μετά τό φυσικό* hinüber über das Physische, Sinnliche; das Übersinnliche in seinem Hinüber über das Physische ist das

Metaphysische. Der Mensch ist, sofern er als das animal rationale vorgestellt wird, das Physische in der Übersteigerung des Physischen; kurz gesagt: im Wesen des Menschen als animal rationale versammelt sich das Hinüber vom Physischen zum Nicht- und Überphysischen: der Mensch ist so das Meta-Physische selbst. Insofern aber nun für Nietzsche weder das Physische, Sinnliche des Menschen, der Leib, noch das Nichtsinnliche, die Vernunft in ihrem Wesen hinreichend vorgestellt sind, bleibt der Mensch in der bisherigen Bestimmung das noch nicht vor-gestellte und damit noch nicht fest-gestellte Tier: Die moderne Anthropologie, die ebenso wie die Psychoanalyse das Schrifttum Nietzsches eifrig ausbeutet, hat diesen Satz gründlich mißverstanden und seine Tragweite überhaupt nicht erkannt. Der Mensch ist das noch nicht festgestellte Tier; das animal rationale ist noch nicht in sein volles Wesen gebracht. Um aber das Wesen des bisherigen Menschen allererst fest-stellen zu können, muß der bisherige Mensch über sich hinausgebracht werden. Der bisherige Mensch ist insofern der letzte Mensch, als er es nicht vermag, und das heißt, es nicht will, sich unter sich zu bringen und das Verächtliche seiner bisherigen Art zu verachten. Darum muß für den bisherigen Menschen der Übergang über sich selbst hinaus gesucht, darum muß die Brücke gefunden werden zu dem Wesen, als welches der bisherige Mensch der Überwinder seines bisherigen und letzten sein kann. Nietzsche prägt diese von ihm gesichtete Wesensart des über sich hinübergelhenden Menschen zunächst in die Gestalt des Zarathustra. Nietzsche wählt für den über sich hinübergelhenden und so sich über sich stellenden und so sich allererst fest-stellenden Menschen einen allzu leicht mißverständlichen Namen. Nietzsche nennt den Menschen, der über den bisherigen hinausgeht, den »Übermenschen«. Mit diesem Namen meint Nietzsche gerade nicht einen bloß überdimensionierten bisherigen Menschen. Gemeint ist auch nicht eine Menschenart, die das »Humane« wegwirft und die Willkür zum Gesetz hinauftreibt und eine titanische Raserei zur Regel macht. Der Über-Mensch ist derjenige, der das Wesen des bisherigen Menschen erst in sei-

ne Wahrheit überführt und diese übernimmt. Der so in seinem Wesen fest-gestellte bisherige Mensch soll dadurch in den Stand gebracht werden, künftig der Herr der Erde zu sein, d.h. die Machtmöglichkeiten in einem hohen Sinn zu verwalten, die dem künftigen Menschen aus dem Wesen der technischen Umgestaltung der Erde und des menschlichen Tuns zu-fallen. Die Wesensgestalt dieses Menschen, der recht gedachte Übermensch, ist kein Produkt einer zügellosen und ausgearteten und ins Leere hinausströmenden Phantasie. Diese Gestalt ist aber auch nicht gefunden auf dem Weg einer historischen Analyse des modernen Zeitalters, sondern: die Wesensgestalt des Übermenschen ist dem metaphysischen Denken Nietzsches zugesprochen, weil sein Denken es vermochte, rein in das voraufgegangene Geschick des abendländischen Denkens sich zu fügen. In Nietzsches Denken kommt bereits zur Sprache, was ist, aber dem gängigen Vorstellen noch verstellt bleibt. Wir dürfen darum auch vermuten, daß der Übermensch hier und dort, und zwar für die Öffentlichkeit noch unsichtbar, schon existiert. Aber wir dürfen die Wesensgestalt des Übermenschen niemals in jenen Figuren suchen, die als Hauptfunktionäre eines vordergründigen und mißdeuteten Willens zur Macht in die Spitzen seiner verschiedenen Organisationsformen geschoben werden. Der Übermensch ist auch kein Zauberer, der die Menschheit einer paradiesischen Seligkeit auf Erden entgegenführen soll.

»Die Wüste wächst: weh dem, der Wüsten birgt!« Wer ist der, dem hier das »weh« zugerufen wird? Es ist der Übermensch. Denn der Hinübergelende muß ein Untergehender sein; der Weg des Übermenschen beginnt mit seinem Untergang. Mit solchem Beginn ist schon sein Weg entschieden. Erneut bedarf es der Bemerkung: weil der Satz vom Bedenklichsten unserer bedenklichen Zeit — daß wir noch nicht denken — mit Nietzsches Wort von der wachsenden Wüste zusammenhängt, weil in diesem Wort jedoch der Übermensch gedacht ist, müssen wir versuchen, das Wesen des Übermenschen so weit zu verdeutlichen, als unser Weg dies fordert.

Wir halten jetzt die falschen und verwirrenden Töne fern, die für das gewöhnliche Meinen beim Wort »Übermensch« anklingen. Statt dessen achten wir auf drei einfache Sachverhalte, die mit dem schlicht gedachten Wort »Übermensch« sich wie von selbst nahelegen.

1. Das Übergehen. 2. Von wo weg der Übergang geht. 3. Wohin der Übergang geschieht.

Der Übermensch geht über den bisherigen und deshalb letzten Menschen hinaus. Der Mensch ist, wenn er nicht bei der Art des bisherigen Menschen stehen bleibt, ein Übergang: er ist eine Brücke; er ist »ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch«. Dieser ist, streng gedacht, die Gestalt des Menschen, zu der der Hinübergehende übergeht. Zarathustra ist noch nicht der Übermensch selbst, sondern der zu ihm allererst Hinübergehende, der werdende Übermensch. Wir beschränken hier die Betrachtung aus mehreren Gründen auf diese vorläufige Gestalt des Übermenschen. Allein zuvor gilt es, diesen Übergang zu beachten. Was daraufhin genauer zu bedenken bleibt, ist das Zweite: nämlich das, von wo weg der Übergehende geht; das ist die Art, wie es mit dem bisherigen, dem letzten Menschen steht. Als Drittes haben wir zu bedenken, wohin der Übergehende hinübergeht, d.h. in welchen Stand der hinübergehende Mensch zu stehen kommt.

Für uns wird das Erstgenannte, der Übergang, nur deutlich, wenn wir das Zweite und das Dritte, das Woher und das Wohin des hinübergehenden und im Übergang sich wandelnden Menschen bedenken.

Der Mensch, über den der hinübergehende Mensch weg geht, ist der bisherige Mensch. Nietzsches kennzeichnet ihn, insofern er an seine bisherige Wesensbestimmung erinnern will, als das noch nicht fest-gestellte Tier. Darin liegt: homo est animal rationale. Animal bedeutet nicht einfach Lebewesen; ein solches ist auch die Pflanze. Wir können aber nicht sagen, der Mensch sei eine vernünftige Vegetation. Animal bedeutet das Tier, animaliter heißt (z. B. auch bei Augustinus) »tierisch«. Der Mensch ist das

vernünftige Tier. Die Vernunft ist das Vernehmen dessen, was ist, und das heißt zugleich immer: was sein kann und sein soll. Vernehmen schließt in sich und zwar stufenweise: das Aufnehmen, das Entgegennehmen, das Vor-nehmen, das Durchnehmen, und das heißt Durch-sprechen. Lateinisch heißt durchsprechen: reor, das griechische *πέω* (Rhetorik). Das Vermögen, etwas vor- und durchzunehmen (*reiri*) ist die ratio; animal rationale ist das Tier, das lebt, indem es vernimmt nach der genannten Weise. Das in der Vernunft waltende Vernehmen stellt Ziele her-zu, stellt Regeln auf, stellt Mittel bei und stellt auf die Weisen des Tuns ein. Das Vernehmen der Vernunft entfaltet sich als dieses vielfältige Stellen, das überall und zuerst ein Vor-stellen ist. So könnte man auch sagen: homo est animal rationale: der Mensch ist, das vor-stellende Tier. Das bloße Tier, ein Hund z. B., stellt nie etwas vor; er kann nie etwas vor-sich-stellen; dazu müßte er, müßte das Tier sich vernehmen. Es kann nicht »ich« sagen, es kann überhaupt nicht sagen. Der Mensch dagegen ist nach der Lehre der Metaphysik das vorstellende Tier, dem das Sagenkönnen eignet. Auf dieser, freilich nie ursprünglicher durchdachten Wesensbestimmung des Menschen baut sich dann die Lehre vom Menschen als Person auf, die sich in der Folge theologisch darstellen läßt. Persona meint die Maske des Schauspielers, durch die hindurch sein Sagen tönt. Insofern der Mensch als der Vernehmende vernimmt, was ist, kann er als die persona, die Maske des Seins, gedacht werden.

Nietzsches kennzeichnet den letzten Menschen als denjenigen bisherigen Menschen, der das bisherige Wesenwesen gleichsam in sich verfestigt. Darum bleibt gerade der letzte Mensch am weitesten von der Möglichkeit entfernt, über sich hinweg zu gehen und so sich unter sich zu haben. In der Art des letzten Menschen muß deshalb die Vernunft, das Vorstellen, auf eine eigen-tümliche Weise verenden und gleichsam sich in sich verflizen. Das Vorstellen hält sich da nur noch an das jeweils gerade Zu- und Bei-Gestellte und zwar als ein solches, dessen Zustimmung im Betreiben und Belieben des menschlichen Vorstellens geregelt

und auf die allgemeine Verständlichkeit und Bekömmlichkeit verbrodet wird. Zum Erscheinen gelangt alles, was ist, nur insoweit, als es durch dieses sich stillschweigend verbrodende Vorstellen als ein Gegenstand oder als ein Zustand zugestellt und damit erst zugelassen wird. Der letzte Mensch, die endgültige Art des bisherigen Menschen, bringt sich und überhaupt alles, was ist, zum Stand durch eine besondere Art des Vorstellens.

Hören wir aber jetzt, was Nietzsche selbst seinen Zarathustra vom letzten Menschen sagen läßt. Nur Weniges davon sei erwähnt. Es steht in der »Vorrede« zu »Also sprach Zarathustra« (1883, n. 5). Zarathustra hält seine Vorrede auf dem Markt der Stadt, in die er zunächst gelangte, als er vom Gebirge herabgestiegen war. Die Stadt »lag an den Wäldern«. Dort war viel Volk versammelt, weil ihm versprochen war, daß ein Seiltänzer, also ein Hinübergehender, zu sehen sei.

Eines Morgens hatte Zarathustra seinen zehnjährigen Aufenthalt im Gebirge abgebrochen, um sich wieder zu den Menschen hinunter zu begeben. Nietzsche schreibt: » — und eines Morgens stand er mit der Morgenröthe auf, trat vor die Sonne hin und sprach zu ihr also:

»Du großes Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht Die hättest, welchen du leuchtest!

Zehn Jahre kamst du hier herauf zu meiner Höhle: du würdest deines Lichtes und dieses Weges satt geworden sein, ohne mich, meinen Adler und meine Schlange.«

In diesen Worten, die geschichtlich bis in die Mitte der Metaphysik Platons zurückreichen und damit in den Kern des ganzen abendländischen Denkens treffen, liegt der Schlüssel zu Nietzsches Buch »Also sprach Zarathustra« verborgen. Zarathustrasstieg allein das Gebirge abwärts. Als er jedoch in die Wälder kam, begegnete er dort einem alten Einsiedler: »der seine heilige Hütte verlassen hatte«. Als Zarathustra nach dem Gespräch mit dem Greis wieder allein war, sprach er zu seinem Herzen: »Sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch

Nichts davon gehört, daß Gott tot ist« (n. 2). Auf dem Markt in der Stadt angekommen, versucht Zarathustra dem Volk unmittelbar »den Übermenschen« als »den Sinn der Erde« zu lehren. Allein das Volk lachte nur über Zarathustra, der erkennen mußte, daß es noch nicht an der Zeit und auch noch nicht die rechte Art sei, sogleich und geradezu vom Höchsten und Zukünftigen zu sprechen, daß es sich empfehle, nur mittelbar und zunächst sogar nur vom Gegenteiligen zu sprechen.

»So will ich ihnen vom Verächtlichsten sprechen: das aber ist der letzte Mensch.« Aus dieser Rede über den letzten Menschen, aus der Vorrede zu dem, was Zarathustra in seinen eigentlichen Reden »spricht«, hören wir nur einige Sätze, damit wir sehen, worin die Art des Menschenwesens besteht, von dem weg der Übergang geschehen soll.

»Und also sprach Zarathustra zum Volke:

.....  
Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren!

.....  
Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird. Wehe! Es kommt die Zeit des verächtlichsten Menschen, der sich selber nicht mehr verachten kann.

Seht! Ich zeige euch den letzten Menschen. Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern? — so fragt der letzte Mensch und blinzelt.

Die Erde ist dann kleiner geworden, und auf ihr hüpfet der letzte Mensch, der Alles klein macht. Sein Geschlecht ist unausfüllbar wie der Erdfluh; der letzte Mensch lebt am längsten.

»Wir haben das Glück erfunden« — sagen die letzten Menschen und blinzeln.«